



Der Franzl und die Sabine.

Sabine war ein altes Dienstmädchen, das bei einer jungen Frau, Franzls Mutter, diente.

Als sie den Dienst antrat, hatte die Herrin sehr ernst mit ihr gesprochen.

„Ich muß ein ganz verlässliches, treues, braves Mädchen haben,“ hatte sie gesagt, „eins, das mir mein Haus sauber hält, ordentlich arbeitet und außerdem meinen Franzl versorgt und streng und freundlich auf ihn achtet. Nach meines Mannes Tod habe ich selbst unser großes Papiergeschäft übernommen, und wenn ich nicht den ganzen Tag darin bin und auf alles achte, verdiene ich nichts, denn alles geht dann kreuz und quer. In ein paar Jahren werde ich mir mehr Leute halten können, aber jetzt heißt es für mich vor allem selbst auf dem Posten sein. Wegen meines kleinen Sohnes wird mir das oft sehr schwer. Franzl ist wild und braucht strenge Aufsicht. Getrauen Sie sich denn, mit so einem Unband von acht Jahren fertig zu werden?“

Das alte Mädchen sagte nicht Ja, nicht Nein, überlegte sich die Sache und fand sie wohl nicht zum Späßen. Erst als die Mutter Franzls vom Fenster aus ins kleine, enge Gärtchen hinunterdeutete und sagte: „Da unten auf der Schaukel, das ist mein Strick!“ zog über

das ernste, hagere Gesicht der Sabine ein freundlicher Ausdruck.

„Ein netter Kerl! Dem könnt' ich gut sein!“ sagte sie.

Das war keine Zusage und kein Versprechen. Und doch ergab sich danach, daß die Sabine alles wollte: arbeiten, Ordnung halten, kochen, auf den Franzl aufpassen und streng und gut sein zum Franzl.

Ein paar Wochen später hatte sie auch schon gezeigt, daß sie das alles wundervoll konnte. Frau Wilms, Franzls Mutter, erzählte ihren Bekannten, nun wäre sie alle Sorge los. Ein so gutes, tüchtiges Mädchen habe sie nie gehabt. Die denke an alles und Sorge für alles, stopfe jedes kleine Loch und jeden Riß in Franzls Sachen, bringe ihn früh in die Schule, wenn sie auf den Markt gehe, weil er doch über den Platz mit den vielen elektrischen und Dampfbahnen müßte, hole ihn mittags ab, setze sich zu ihm, wenn er seine Schularbeiten mache, und achte darauf, daß er ordentlich schreibe und aufmerksam lerne und nicht alle Augenblicke vom Buch weg in seinen Pferdestall in der einen Zimmerecke oder in die Kaserne in der andern laufe.

Höchst löblich, höchst beruhigend und beglückend fand die Mutter das alles.

Nicht so Franz.

Franz war auf die musterhafte Sabine einfach wütend.

Was die sich herausnahm gegen ihn, einen so großen Jungen, das fand er unerhört. Das vorige Mädchen hatte ihn auch meistens über den gefährlichen Platz begleitet, aber er hatte ihr streng verboten, ihn

je anzufassen oder so deutlich auf ihn hinzublicken, daß jemand merken konnte, daß sie zusammengehörten. An der Ecke vor der Schule mußte sie umkehren, und zwar stillschweigend, ohne Adieu. „Die Jungens brauchen nicht zu wissen, daß du mich bringst,“ fand er. Was die Aufsicht zu Haus betraf, so paßte der Franzl mehr auf die Christel auf als sie auf ihn; er überwachte es nämlich streng, daß sie ihm sein Vesperbrot rechtzeitig strich oder noch eine Stunde vor der rechten Zeit, und daß sie es ihm reichlich gab, mit viel Obst dazu. Gewöhnlich wurde er nicht satt und befahl sich dann noch ein zweites, und sie tat, wie er befahl. Sie aß selbst sehr gern und hielt deshalb auch noch ein zweites Mal mit.

Mit den Schularbeiten ging's dann meist etwas fix.

Christel sah nur ganz flüchtig einmal hin, ob die Seite bald voll wäre.

„Nein, Franzl, wie schreibst du schön!“ lobte sie dann meist.

Daß er schön schreibe, fand Franzl auch. Er konnte sich nur über den Lehrer ärgern, der gar nicht derselben Meinung war wie die Christel und er und meist sehr schlechte Zensuren unter die schnell geschriebenen Seiten setzte. Auch die Mutter, meinte er, nehme es zu genau, wenn sie abends seine Schularbeiten noch einmal überblickte und dann fast immer seufzte und schalt. Christel, das unverständige Mädchen, bedauerte und tröstete ihn dann im geheimen.

Das alles wurde bei Sabine ganz anders.

Unfreundlich war sie nicht zu ihm, im Gegenteil. Sehr freundlich sagte sie ihm, wenn es Zeit war, in



Schlangenhans.

die Schule zu gehen, sich an die Schularbeiten zu setzen, abends aus dem Garten heraufzukommen. Nur eines verlangte sie, und das fand Franzl empörend: er sollte auch folgen. Und wenn er nicht folgen wollte, brauchte sie Strenge, ja geradezu Gewalt. Sie nahm ihn fest bei der Hand, wenn sie ihn über den gefährlichen Platz, über den manchmal zugleich zehn elektrische Bahnen rasselten, führte. Das brachte den stolzen Franzl in eine furchtbare Wut. Zwei Mitschüler hatten es einmal gesehen. Er wollte sich von ihr losreißen und wäre dabei um ein Haar wirklich in eine Bahn hineingerannt. Die Sabine hielt seine Hand zum Glück wie in einem Schraubstock fest, viel länger, als es nötig war. Er kratzte schließlich mit der freien Hand nach der ihren und sagte, so etwas ließe er sich nicht gefallen. Je unartiger er wurde, desto ruhiger wurde die Sabine. Sie nahm ihn am andern Tag wieder genau so fest bei der Hand. Wenn er seine Schularbeiten machte, setzte sie sich neben ihn, und sie wußte ganz genau, was gut und unordentlich schreiben ist und was schmieren. Letzteres litt sie unter keinen Umständen. Nie bekam er sein Vesperbrot eher, als bis die Arbeiten gut und ordentlich im Buche standen. Und dann bekam er sein schönes Butterbrot, nicht zu mager und nicht zu fett bestrichen, und so viel Obst, wie die Mutter ein für allemal bestimmt hatte. Kein Mehrwollen und Fußaufstampfen half. Er sollte zum Abendbrot auch noch Hunger haben. Es setzte einfach nicht mehr.

Aus solchen Gründen fing der Franzl an, die Sabine aus vollem Herzen zu verabscheuen. Alles, was sie ihm verbot, tat er ihr gerade zum Pöffen. Er

sollte nach dem Spielen alle seine Spielsachen immer glatt wegräumen, statt dessen streute er Kegelfugeln und Bauklötzer weit über das Zimmer weg, daß die Sabine sich beim Reinmachen recht oft zu bücken hatte. Wenn sie schalt, sagte er grob: „Du hast mir gar nichts zu sagen, sag's doch der Mutter!“

Das tat sie nicht, das wußte er wohl.

Auf keinen Fall hätte sie der lieben, fleißigen Frau Kummer gemacht und die Laune verdorben, wenn sie müde und abgearbeitet aus dem Geschäft heraufkam, sich auf ihre Häuslichkeit und ihren Franzl freuend.

Dann hatte die Sabine immer den Tisch sauber und schön gedeckt, alles blitzblank ausgeräumt, sie selber sah blitzblank aus, und die Speisen, die auf den Tisch kommen sollten, dufteten schon im voraus wunderschön.

Überhaupt, daß die Sabine in allem zu tadeln sei, das behauptete Franzl nicht. Was sie kochte, schmeckte großartig. Seine Stiefel waren auch so blank gepuht wie nie vorher, sein Anzug und seine Mütze so rein gebürstet, Löcher, die er sich gerissen, so unsichtbar gestopft.

Na, das war aber einfach Sabinens Schuldigkeit. Sich bei ihr zu bedanken, fiel ihm nicht ein. Sie ärgerte ihn zu sehr, und sie war ihm zu abscheulich und zu fatal, diese gräßliche, alte Sabine, wie er sie im stillen nannte.

Anfangs wenigstens im stillen.

Bald merkte er, daß die Sabine der Mutter nichts widersagte, und daß man sich deshalb auch mit lautem Schimpfen nicht zu genieren brauche. Sie zankte nur wieder, nicht einmal grob, nur lange, lange, sagte: „Wie kannst du nur so grob sein! Wie bringst du's nur

fertig! Schämst du dich denn gar nicht, und fürchtest du dich nicht der Sünde? Deine Mutter ist sehr brav, und sie ahnt gar nicht einmal, was du für ein Flegel bist! Denkst du, ein armer Diensthote ist ein geringerer Mensch, den du mißhandeln darfst? Wart', deinem Religionslehrer werd' ich's einmal sagen!“

Der Franzl wurde puterrot bei diesen Worten und richtete sich in Kampfstellung vor der Sabine auf.

„Das untersteh' dich!“ sagte er. „Da kannst du was erleben von mir! Ich muß mich so wie so halb tot schämen wegen dir. Du hast nicht Franzl zu mir zu sagen vor den andern wie neulich. Wir werden beim Vatersnamen genannt! Ich heiße Borchardt!“

Neulich, — das war, wie die treue Sabine ihm sein Frühstück nachgebracht hatte, als er mit der leeren Frühstückstrommel fortgerannt war, um ihr zu entweichen. Sie hatte erst gedacht: „Mag er hungern einmal zur Strafe!“ aber das tat ihr dann doch zu weh. Das war das Dumme: sie hatte ihn lieb, immer noch lieb, trotz seiner Unarten. Und deshalb taten ihr die so weh.

Franzl trieb's ärger von Tag zu Tag. Einmal hatte er sie mit Mutters großer Palmensprize von oben bis unten mit eiskaltem Wasser bespritzt.

Da zankte sie nicht einmal, sah ihn nur an. Und Franzl wußte nicht, war das Wasser oder Tränen, was über ihre Wangen rann.

Es war ihm unheimlich zumute diesen Tag. Gestern hatte er ihr erst den Borsaaenschlüssel versteckt, vorgestern ein schreckliches Gesicht mit Rotstift auf ihren Küchentisch gemalt und darunter geschrieben: „Sabine!“

Jetzt würde sie's doch am Ende der Mutter sagen! Davor war ihm angst. Mutter schalt ja nicht viel, aber was sie sagte, ging einem durch und durch, wie Messer. Die schlimmsten Prügel taten einem nicht so weh.

Er sah Sabine diesen ganzen Nachmittag verstoßen an. Sie war blaß und sehr ernst und still. Was würde sie tun?

Ein schöner Schreck war's für ihn, als sie beim Abräumen des Geschirrs nach dem Abendbrot die Hausfrau auf einmal leise und bescheiden fragte, ob sie ein paar Worte mit ihr allein sprechen dürfe.

Hinter zugeschlossener Thür lauschte er dann, ob sein Name nicht genannt wurde, ob sich kein Schelten und Klagen erhob.

Aber nein, ganz leise sprach die Sabine, und die Mutter zwischendurch nur ein paarmal: „O wie schade! Wie schade! Wie furchtbar traurig! Sabine, geht es denn wirklich nicht? Ich will Ihnen gern noch eine Hilfe halten! Ich war so zufrieden mit Ihnen! Hatte Sie so gern!“

Die Sabine seufzte tief und sagte dabei deutlich hörbar: „Nein, es geht wirklich nicht!“

An dem Abend sagte die Mutter ihrem kleinen Franz, Sabine wolle fort. Die Arbeit sei ihr doch zu schwer. Sie fühle sich zu alt und nicht stark genug. Ihr Bruder in Haseldorf in Schlesiens habe ihr immer gesagt, sie solle nur zu ihm kommen und bei ihm wohnen. Was er für seine Familie verdiene, reiche schon mit für sie. Das wolle sie nun tun.

Wie war Franzl froh, als er das hörte! Nicht sei netwegen! Die Mutter war wohl traurig, aber nicht

über ihn. Er hätte Purzelbäume im Bette schlagen mögen vor lauter Vergnügen.

Seine Freude ward freilich ein bißchen gedämpft am andern Tag.

Da sah ihn die Sabine einmal scharf von oben bis unten an bei einer frechen Antwort, die er gab:

„Daß du's weißt, Franzl,“ sagte sie, „ich sag's nur dir, deine arme, liebe Mama würde sich zu sehr kränken: einzig und allein deinetwegen gehe ich aus dem Haus. Alles andere wäre mir ganz egal, aber wie du mich geärgert hast, das tat zu weh! Das konnte ich nicht mehr ertragen.“

* * *

Dem Franzl schlug doch das Gewissen, als er das hörte. Er schämte sich sehr und wäre der Sabine gern um den Hals gefallen. Aber dieser weichen, reuevollen Regung schämte er sich dann noch mehr.

So lachte er nur, halb verlegen, halb unverschämt.

In den nächsten vierzehn Tagen war's etwas peinlich. Franz dachte oft: „Na, ich will froh sein, wenn's erst vorüber ist!“ Die Mutter war so betrübt, Sabine so ernst, so ruhig, als wäre ihr der Franzl und alles, was er tat, ganz gleich.

„Ich werde Sie sehr vermissen! Sie werden mir sehr fehlen!“ sagte Frau Borchardt, als Sabine ihre Habseligkeiten zusammengepackt hatte und Abschied nahm.

Wie sehr sie sie vermissen würde, das ahnte sie aber noch nicht. Die Vermieterin hatte ihr gleich gesagt: „Es ist jetzt nahe vor Weihnachten, und es gibt wenig gute Mädchen. Zu dieser Zeit wechseln die guten nicht.“

Aber so schlimm, wie es kam, hatte Franzls Mutter es sich doch nicht gedacht. Auch Franzl nicht.

Die erste, die nach Sabine kam, ließ nämlich das Essen drei Tage hintereinander anbrennen; einmal war es sogar Apfelauflauf.

Als die Hausfrau sie schalt, sagte sie: „Ja, mein Papa (Pappa sprach sie's) hat schon immer gesagt, ich sei zu schade zum Dienen. Ich will's lieber lassen.“

Danach kam eine, die naschte in einem Tage eine Schachtel voll feiner Schokoladefachen leer, die ein guter Onkel dem Franzl geschenkt hatte. Als sie Franzl in die Schule brachte, ließ sie unterdes den Hahn der Wasserleitung, den sie aufgedreht hatte, aus Vergeßlichkeit laufen. Die arme Mutter mußte den Leuten, die darunter wohnten, die zerweichte Decke neu machen lassen.

Nach dieser kam eine dritte. Die erzählte dem Franzl immer von den Kindern ihrer Schwester. Was die für schöne Spielsachen hätten! Dagegen wären seine nichts. Überhaupt so nette Kinder! Die müsse er kennen lernen. Eines Nachmittags, als sie mit ihm spazieren gehen sollte, schlug sie ihm einen Gang nach der Neustadt vor, wo diese Schwester wohnte. Sie nahm einen großen Korb mit, vollgepackt bis an den Rand. Und als sie den dann in der dumpfen Schneidertube in der Neustadt auspackte, traute der Franzl seinen Augen nicht. Das Auspacken ging schnell wie der Wind, aber der Franzl hatte es doch gesehen: eins seiner Pferde aus seinem Pferdestall, das er seit zwei Tagen vergeblich suchte, packte sie da mit aus. Außerdem ein großes Stück Brot, Apfel, eine Flasche, viele Lüten. Die Schwester tat alles ganz geschwind in einen

Schrank. Franzl bat, er wolle doch das Pferd einmal genau sehen. Da war großes Verwundern. Welches Pferd? Sie wüßten von keinem. Er solle doch lieber mit den Kindern spielen. Aber die sprachen so häßliche, grobe Dinge, namentlich eins, ein Junge, der in der andern Stube im Bett unter einem großen, blauvariirten Deckbett lag und ganz rot ausfah im Gesicht. Das neue Dienstmädchen verbot ihm, von diesem kranken Jungen zu Haus zu sprechen. Er hätte die Masern. Manche Leute dächten, das stecke an.

Franzl sagte: „Aber das von meinem Pferd und dem Brot und den Äpfeln, das sag ich!“

Da rief die Guste: „Weh, wenn du dich unterstehst!“ Und über den Ton, in dem sie es sagte, erschrak er so sehr, als wäre er kein tapferer, mutiger Junge mehr. Es ward ihm auf einmal so schlecht und zu Haus immer schlechter. Der Kopf tat ihm so weh, er legte sich aufs Sofa und wußte nun auf einmal nicht, hatte er die Geschichte von dem Pferd und den unartigen, fremden Kindern nur geträumt oder erlebt.

Die Mutter war schön erschrocken, als sie nach Haus kam und er sie fragte. Franzl hatte Fieber, aber was er da sagte, das sagte er doch nicht im Fiebertraum. Auguste wurde hereingeholt und mußte alles gestehen.

Am andern Tag war die diebische Guste fort. Mutter ging gar nicht ins Geschäft, sondern saß an ihres Franzls Krankenbett. Franzl hatte die Masern.

„Ach, wenn doch Sabine da wäre! Da wäre alles nicht so schlimm!“ klagte die Mutter in ihrer großen Sorge einmal laut vor sich hin.

* * *

„Liebe Sabine!

Ich war frech! Ich bitte Dich, entschuldige und verzeihe es mir! Ich habe die Masern. Willst Du mich pflegen? Mutter würde sich sehr freuen! Unser letztes Mädchen hat nämlich gemaust mein graues Pferd und Sachen zum Essen. Ich will nie mehr unartig sein. Ich habe es bereut. Komm wieder!

Dein geehrter Franz.“

* * *

Diesen Brief schrieb der Franzl auf dem Krankenbett heimlich und verstohlen mit Bleistift auf eine leere, ausgerissene Schreibseite an die Sabine Müller in Haseldorf in Schlesien. Die Adresse wußte er, denn die Sabine hatte manchmal von ihrem Heimatdorfe gesprochen. Eine neue Zehnspfennigmarke hatte er in seiner Markensammlung. Der Laufjunge aus dem Geschäft, der einmal zu ihm herauf kam, weil er die Masern schon gehabt hatte, besorgte ihm unter Verschwiegenheit den Brief.

Nun war Franzl froh. Seine Mutter hatte nämlich kein neues Dienstmädchen bekommen können zu ihrem Maserjungen. Nur zur Aufwartung kam früh und nachts eine Wärterin. Da mußte die arme Mutter sich noch anstrengen zu allem Kummer, mußte kochen und das Haus besorgen, ihren Jungen pflegen, dazwischen noch den Leuten aus dem Geschäft Auskunft geben, telefonieren, Briefe schreiben.

Und der Franzl hatte sehr starkes Fieber. Die Krankheit hatte ihn ganz besonders heftig gepackt. — Er hatte so schlimme Träume, oft so wilde Angst. Die

Schneiderkinder und er schlugen sich ums graue Pferd; er hatte es endlich und lief damit nach Haus, aber über den Platz mit den Dampfbahnen kam er nicht. Viele hunderte fuhren durcheinander. Und niemand war da, der ihn hinüberführte.

Da fiel es ihm wie eine Erlösung ein: die Sabine! — Er wachte auf, und es war ihm ganz leicht. Ja, die Sabine mußte ja nun bald kommen. O, wie würde Mutter sich freuen!

Sein Brief mußte nun längst bei ihr sein und ihre Antwort bald hier. Bei jedem Klingeln schreckte er freudig auf.

„Ist's der Briefträger?“

Ja, der kam wohl mehrmals am Tag. Er brachte Zeitungen, auch Karten und Briefe von Mutters Freunden, die alle sehr betrübt waren, weil sie gehört hatten, der Franzl sei erkrankt.

Aber kein Brief von Sabine, kein Brief an Franzl.

Er kränkte sich nun. Er hatte sich eingebildet, Sabine müsse sich freuen; daß sie ihm so böse wäre, das hätte er nicht gedacht!

Aber er überlegte sich's nun mit tausend Schrecken: er hatte es auch stark getrieben! In immer tollerem Licht sah er seine Missetaten. Ein schrecklicher Junge war er gewiß gewesen. Und nun mußte Mutter darunter leiden, daß er die gute Sabine verjagt hatte. O, wenn er es doch gut machen könnte!

Aber sie schrieb nicht.

Ein Tag nach dem andern verging. Franzl wurde immer kränker. Das Harren und Spannen auf den Briefträger ging durch alle seine Fieberträume. Bei

jedem Klingelruf schrie er es überlaut: „Der Briefträger kommt!“

Einmal rief er es sogar mitten in der Nacht mit lauter Stimme.

Sein Mütterchen hatte sich eben ausgezogen und ein bißchen niedergelegt. Die Pflegerin war nicht gekommen in dieser Nacht. Bis halb ein Uhr hatte die Mutter gewacht.

Nun sah sie ganz erschrocken an die Uhr. War es denn schon Morgen? Hatte es wirklich geklingelt?

Nein, Franzl hatte natürlich nur geträumt. Es war dreiviertel ein Uhr.

Sie beugte sich über ihn, gab ihm zu trinken und beruhigte ihn. Endlich schlief er wirklich wieder ein, und auch die Mutter legte sich auf ihr Bett und versank bald in Schlaf.

Da rief Franzl abermals: „Mutter! Mutti! Hör' doch, es klingelt! Ganz gewiß! Der Briefträger wird's sein! Du mußt aufstun.“

Und nun hörte sie, aus ihrem Schlummer aufstehend, es wahrhaftig auch.

Ja, es klingelte, nicht draußen an der Vorsaaltür, sondern unten am Haus. Da, schon wieder, immer lauter! Vom Briefträger konnte jetzt in tiefer Nacht natürlich keine Rede sein.

Nun warf die Frau rasch ihren langen, dunklen Schlafrock über und nahm noch ein Tuch um.

Der Hausmann mußte geweckt werden. Jrgend jemand stand vor dem Haus und konnte nicht hinein. Vielleicht wirklich eine wichtige Nachricht, ein Telegramm.

„Bleib ruhig! Ich komme gleich wieder!“ rief sie dem Franzl zu.

Der blieb auch ruhig. Er bildete sich's steif und fest ein, der Briefträger ist's mit einem Brief von der Sabine. —

Aber es war noch etwas viel Besseres. Der Franzl fuhr einmal auf. Hörte er recht? Die Mutter rief draußen staunend, lachend, weinend: „Nein, ist es nur möglich? Sehe ich recht? Gute, liebe Sabine, wirklich Sie? Und so mitten in der Nacht? Sie kommen ja wie ein Engel vom Himmel!“

Und die Sabine, wirklich die Sabine, sagte darauf: „Ja, der Franzl hat an mich geschrieben. Da mußte ich doch. Drei Haseldorf gibt's in Schlesien. Da ist der Brief erst ein bißchen lange hin und her gegangen. Als ich ihn bekam, bin ich gleich mit dem nächsten Zuge abgereist. Vor einer halben Stunde bin ich angekommen. Und da bin ich!“

* * *

Das war ein Jubel! Die Sabine, die Sabine ist wieder da! Der Franzl wurde vor Freude schon beinahe in dieser Nacht gesund, wenigstens schlief er ruhig ein mit Sabinens arbeitscharter Hand zwischen seinen kleinen Fingern.

Sabine hatte gleich die Nachtwache übernommen. Mutter mußte sich sofort ins Bett legen, weiter schlafen, sich gründlich ausruhen.

Ach, wie tat sie's gern! Wie fühlte sie sich geborgen und froh!